

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 46

Artikel: Rundgang durch eine Leinwandfabrik

Autor: A.V.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

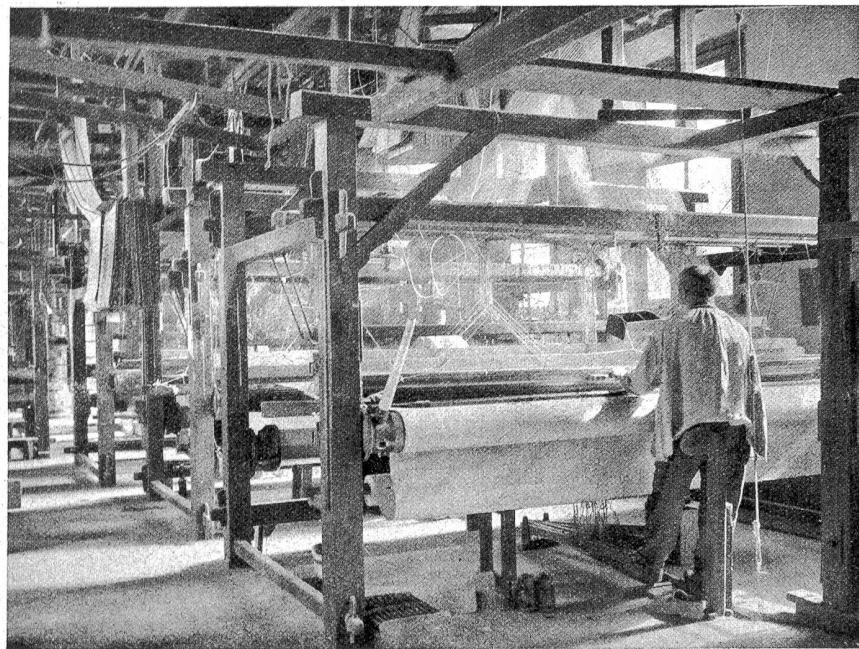
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Handwebstuhl aus dem 18. Jahrhundert.
(Eriswiler Filiale der Leinenwebereien Schmid & Cie., Burgdorf.)

drinne. D'Uuge sy zwar weder guldig, no gruen gsi, sondere ganz merkwürdig schifergrau, aber glänzt hei si äbe — glänzt und glahet!

Wahrhaftig, me hätti chönne meine, der Lopi heig ob syr neuen Etdeckung d'Maschine vergäss. Emel acht Tag lang hei di verwünschte Rottefüür usghört, und d'Vüt hei sech gfragt, was es gä heigi. Me het enand usem Heiwäg gseit: „Dem Herr Häbsguet sy Surren isch verheit. Gott Lob und Dank!“ Und no einisch acht Tag isch es still blide, wil der Herr Lopi ohni ne Schuh abz'gä sech a sys neue Zil zueche gschliche het. Numte geng übere Zuun luegen und der Huet lüpfe, isch uf d'Längi dumm. Het me sech öppe nid vo Jahre här kennt? — Also hne! Er isch nid läz acho, het aber grad gspürt: da chumen i nümme los. Das isch jiz öppis für ds Härz. Da wird der Papa nütmeh dörfe säge. Und no gäb er daheim es Wort verlore het, isch ihm der Papa drüber aho, warum er so wenig meh fahrt, und het sy stilli Freud gha dranne.

„Aber wart nume, Papa, jiz wirsch de gseh, daß me mit Hirni und Reder ha ds Glück erfahre. Du muesch kapituliere.“ So het der Lopi dänkt, und wo's ne dunkt het, me dörfi's wage, isch er zur Dumpfer Hortense gangen und het se-n=nglade, mit ihm uf syh Surriburri über Land z'fahre. Wenn men us Aengland umechunt, sötti me Sinn ha für Sport und Wagnis.

Aber d'Dumpfer Hortense lachet n'schchalt us ihrne schöne grauen Uuge, und ihri Stimm tönt wie ds Zämeschla vo Steine, wo si antwortet: „Af Euer Baggermaschine? Hindenuff, wie-n=es g'stoles Bratis und däwäg mit Euch im Land umenand fahre? — M'm. — Ueberhaupt, i hasse di Maschine. Das isch gar kei Sport, das isch numen es Gvätterzüg vo brutalen Egoischt.“

A däm B'scheid het der Lopi du gha z'heue. Er het grad gmerkt, da heisst's ds eint oder ds andere, und das isch nid so leicht gsi z'etscheide. No einisch acht Tag isch es still blide, und du het's wieder afa schießen und chnatteren,

und zwar je länger, desch' strüber, vo-wäge der Lopi het öppis gha z'verhyze.

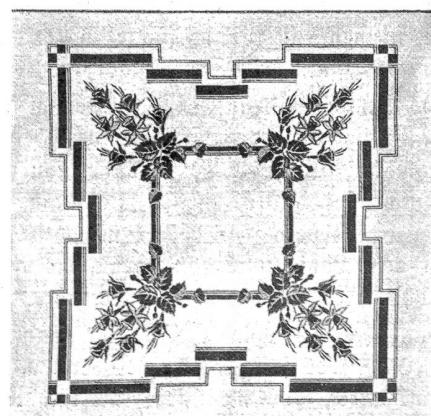
Und du het's wieder g'stillet. Me het vernoh, der Herr Lopi Häbsguet, jiz Doctor juris, sngi i ds Ußland verreiset, ga h'sunderi Studie mache.

(Fortsetzung folgt.)

Rundgang durch eine Leinwandfabrik.

Wie fern stehen wir Hausfrauen doch gewöhnlich der Herstellung unserer täglichen Gebrauchsartikel! Es ist uns so selbstverständlich, daß sie für uns da sind, uns in den verschiedensten Qualitäten angeboten werden, daß wir gar nicht danach forschen, wie vieler Hände Arbeit, wie viel Sorgfalt, wieviel Einfühlen in die Ansprüche des Kunden damit verbunden sind. Vielleicht würden wir den Dingen in unsren Händen mehr Ehrfurcht entgegenbringen, in ihnen viel mehr an-

derer Sorge und Arbeit um uns achten, wenn wir ihrem Ursprung nachgingen. Wir würden namentlich auch zu unterscheiden wissen zwischen Qualitäts- und Scheinware und verstehen, daß in einem höhern Preis immer eine bessere Qualität und bessere Lebensbedingungen für die Arbeiter und Arbeiterinnen inbegriffen sind. Qualitätsangebote auf einer Seite und solidarische Einstellung auf der andern sind daher nicht voneinander zu trennen, sie sind beide auch Bestandteile solider Schweizerart. Daß man zudem nur dann wirklich vorteilhaft kauft, wenn man Qualitätsware kauft, das weiß jeder Konsument. Das ist bei einem Gebrauchsartikel ganz besonders der Fall, bei der Wäsche. Soviel weiß jede Hausfrau. Ein Kleid kann aus minderwertiger Wolle bestehen, Schuhe brauchen nicht absolut aus bestem Leder zu sein, aber die Wäsche und ganz besonders die Bettwäsche soll nur aus bestem Material bestehen, wenn sie uns dauernd Freude bereiten soll. Aber wie soll die Frau die Qualität der fertigen Ware unterscheiden können? Gibt es nicht auch da eine Menge von Behandlungsarten.

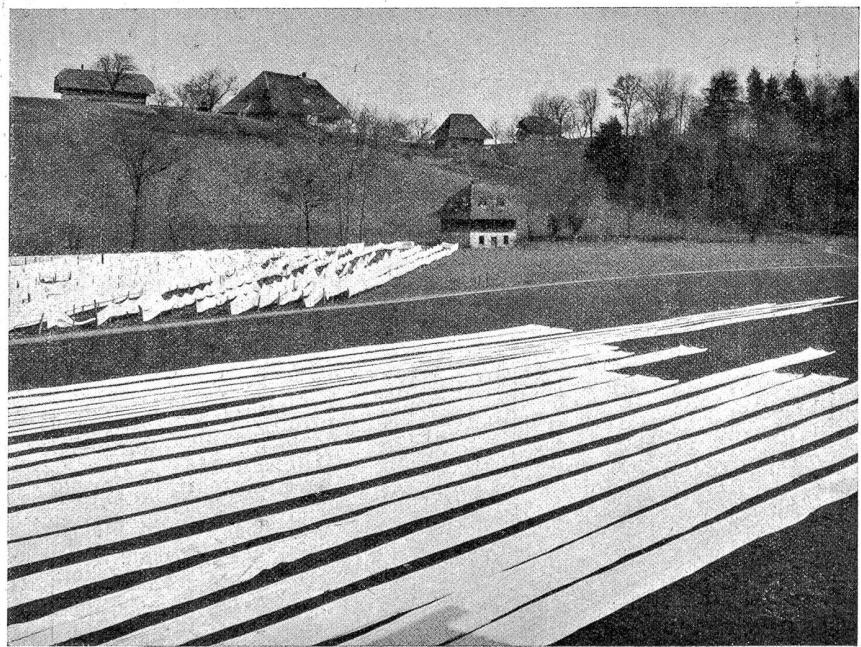


Damast-Serviette, modernes Muster.
(Leinenwebereien Schmid & Cie., Burgdorf.)

die es auf Täuschung abgesehen haben? Gewiß, aber davor schützen wir uns, wenn wir bei reellen Firmen kaufen. Der Einkauf von Wäsche ist eine Vertrauenssache, ebenso wie

der Einkauf von Gold- und Silberwaren, von Möbeln. Wir werden uns also an die Fabrikate halten, die sich durch Jahrzehnte, ja durch Jahrhunderte lange Reellität ihren guten Ruf im In- und Ausland erworben haben. Die Berner-Leinwand gehört zu diesen Fabrikaten. Sie hat ihre Hauptstätte in Burgdorf, Bern, Worb, Langnau und Langenthal und genießt schon seit mehr als 100 Jahren einen internationalen Ruf. Ihre Erzeugnisse tragen alle Merkmale einwandfreier Qualität. Ein Rundgang durch eine bernische Leinwandfabrik bietet wertvolle Einblicke und Erkenntnisse, ganz besonders für Frauen. Wollen Sie mich auf einem solchen Rundgang begleiten? Wir treten, von einem freundlichen Führer begleitet, über die Brücke des Klaren, tiefen Kanals in den Fabrikhof bei Schmid & Cie., Burgdorf. Wie oft geht man an einer Fabrik vorbei, sieht die Arbeiter und Arbeiterinnen ein- und austreten, hört wohl von weitem die Maschinen klappern und kann sich doch keine Vorstellung machen vom raschlos tätigen Betriebe da drinnen, von den Bureaus, den Maschinensälen, den Rohstofflagern und den Stapeln der fertigen Waren. Und tritt man ein, so kommt uns das alles fast beängstigend zum Bewußtsein. Welche Ordnung und Exaktheit muß da herrschen, daß alles ineinander greift, alles seinen glatten Weg nimmt, nirgends Störfungen entstehen!

Wir kommen zuerst in das Rohstofflager. Da liegen die hohen Stapel des kühlen Gespinnstes, der starke, charakteristische Leinengeruch entströmt ihnen. Bis fast zur Decke füllen sie den Raum, Arbeit verheizend für viele Hände, viele Wochen. Wo kommen sie her? Die Schweiz selbst ist kein Produktionsland für Gespinnstpflanzen; Belgien, Nordfrankreich, England und Rußland beliefern den Markt, und in Irland und Belgien befinden sich die großen Garnspinnereien. Von dort kommen also die schweren Garnpakete. Von jeder Sendung werden Proben gemacht. Schon hier beginnt also eine wichtige Qualitätsfrage. Das Garn muß langfaserig sein. Es kommt aber vor, daß auch Abfallgarn gesponnen wird, das aus kurzen Fasern besteht und naturgemäß qualitativ weit unter dem andern steht. Diese Quali-

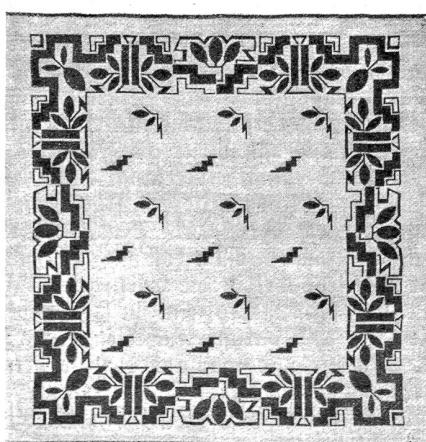


Emmentaler Wiesenbleiche. (Geissbühler, Lützelflüh.)

Gewebe keineswegs, ob es aus gutem oder schlechten Garn gewoben ist, das zeigt sich erst bei der Wäsche. Es ist also lange nicht alles, was man unter Reinleinen kaufst, auch einwandfreie Leinwand. Berner-Leinwand freilich bereitet uns keine derartigen Enttäuschungen. Man weiß von ihr, daß sie beim Waschen eher dichter und brettiger wird, — manche Wäscherin beschwert sich über das „gstabelige“ Zeug, — aber das ist der beste Beweis für ihre gute Qualität.

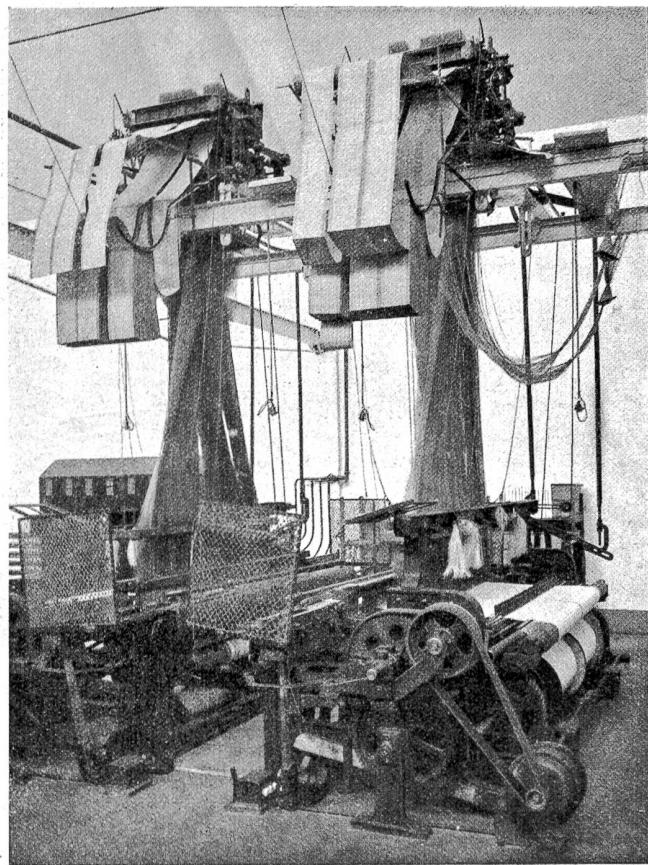
Von den Strängen wird das Garn auf die Spulen abgehaspelt und läuft hier durch Kämme und Bürsten, um die letzte Unebenheit zu glätten. Die Schuhgarne kommen auf kleine Bobinen, auch Spüli genannt. Interessant ist das Abspulen auf die großen Zettelbäume. Da laufen Hunderte von Fäden von einem hohen Gestell nach vorn auf den Zettelbaum, der sich langsam und majestätisch dreht, legen sich dort dicht nebeneinander, jeder an seinem Platz. Und sollte ein einziger Faden zerreißen oder sich verwirren, flugs stellt die Maschine ab und die helfende Hand des überwachenden Arbeiters heilt den Schaden. Hat der Zettel die erforderliche Länge, so wird der Zettelbaum durch einen neuen ausgewechselt. Er kommt aber nicht sogleich in die Weberei, sondern vorerst noch in die Schlichterei. Der Zettelfaden bildet den eigentlichen Körper des Gewebes, muß also besonders widerstandsfähig sein. Darum wird er gestärkt. Das geschieht durch eine besonders sinnreich konstruierte Schlichtmaschine. Diese Vorgänge der Fabrikation werden zusammengefaßt das Vorwerk genannt.

Erst jetzt kommt man in den Websaal, wo in langen Reihen die Webstühle klappern. Man unterscheidet in der Hauptsache zwei Webarten, die sogenannte glatte und die Bildwebeart. Glatte Gewebe sind alle Bettücher, Kissen, Handtücher u., während die geometrisch gleichmäßigen Figurengewebe und die Jacquardgewebe für Tischtücher, Servietten, schöne Handtücher bestimmt sind. Der Websaal ist daher außerst interessant. Hier heben und senken sich in gleichmäßiger Folge die Zettelfäden und lassen das behende Schuhspüli durchschlüpfen, dort mischen sich rote Striche zwischen die weißen Fäden und bilden klare Würfel und Streifen. Der dritte Stuhl ist schon komplizierter und zaubert regelmäßig wiederkehrende Figuren hervor. Am längsten aber verweilt man beim Jacquardstuhl, der die wundervollen Damastgewebe webt. Welches Gewirr von Fäden



Damast-Serviette, modernes Muster.
(Leinenwebereien Schmid & Cie., Burgdorf.)

tätsprobe also ist bestimmd für die Annahme der Ware. Schon hier sieht man, wie sehr der Wäscheeinkauf Vertrauenssache ist. Denn die Käuferin sieht beim fertigen



Moderner Damast-Webstuhl.
(Leinenwebereien Schmid & Cie., Burgdorf.)

läuft da von oben herab auf den aufgespannten Zettel! Schier unmöglich scheint es, daß sie alle den richtigen Weg finden. Aber wie lebendige Kobolde schießen bald diese, bald jene hinauf, hinab. Wer dirigiert sie? Eine wunderbar erschöpfte Mechanik des genialen Erfinders Jacquard. Ihm ist es gelungen, die vom Künstler entworfenen Muster in die Maschine zu diktieren, daß sie in feinem Relief im dichten Gewebe erscheinen. Hier könnte man sich stundenlang verweilen und dem Spiel der Fäden zuschauen und wenn irgendwo, so ist hier die Fabrikarbeit nicht eintönig. —

Die fertigen Gewebe kommen dann noch in die Tuchpulzerei und in die Wäscherei oder Bleicherei. Jedes Stück wird sehr sorgfältig geprüft und nach Webfehlern abgesucht, und erst nach dieser Kontrolle können die Tuchstücke ihren Weg ins Detailgeschäft und von da zum Kunden antreten. Was man dem Käufer ganz besonders immer wieder empfehlen sollte, ist das: Verlangt nicht allzustark gebleichte Ware! Jeder Bleichprozeß, und sei er auch nach dem besten, unschädlichsten Verfahren vorgenommen, ist eben doch schon eine kleine Abnutzung. Die Wäsche hält fast um so viel länger, als der natürliche Bleichprozeß bei der Hauswäsche dauert. Also lieber zuerst die leicht gelblich gefärbte Wäsche, — sie ist ja keineswegs unschön — und dafür größere Haltbarkeit!

Haben wir nun unsern Rundgang beendet und mit Staunen und Bewunderung einen Einblick in die Fabrikation der Leinwand gewonnen, so bleibt uns nur zu wünschen, daß unser schönes, bernisches Gewebe immer und bei allen Käuferinnen die Achtung erfährt, die ihm gebührt. Und wenn mit den weißen Rollen Freude und Glück in die Häuser einleht, dann möge auch der Segen der Arbeit in die Fabriken zurückfließen und bewirken, daß diese schöne Berner Industrie uns in ihrer heutigen Blüte erhalten bleibt!

A. V.

Der Herr Regimentsmedikus.

Aus Schillers Doktortagen. (Zum 175. Geburtstag, 10. November.)

Von Max Karl Böttcher.

Da stand gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf dem „Kleinen Graben“ in Stuttgart, der damals unweit der Stadtmauer lag, ein bescheidenes Haus. Es gehörte dem Professor Haug, aber dieser hatte es an eine Offizierswitwe weiter vermietet. Die Frau Hauptmann Bösch war Mutter zweier Kinder, welche immer recht fröhlich waren, und sie sah sich gezwungen, um nur einigermaßen mit der kleinen Pension von 12 Gulden im Monat auszukommen, ein Zimmer im Erdgeschoß zu vermieten. Und sie hatte Glück! — Zwei junge Herren, soeben erst von der Akademie, die „Hohe Karlsschule“ genannt, ins Leben entlassen, beide in „sicherer“ Stellung, zogen bei ihr ein und hauften nun, wie es halt Junggesellen tun, die frisch aus dem harten Zwang in die Freiheit gehen dürfen, recht und schlecht in der einfachen Stube. Und doppelt glücklich war die Frau Hauptmann Bösch, daß der eine ihrer Mieter ein junger Arzt war, der sich nun schnell um die so oft kranken Kinder kümmern konnte, ohne daß ihr Doktorosten erwuchsen. Er hieß Schiller und war der neugeborene Regimentsmedikus, damals Feldscher genannt, allerdings Feldscher ohne Portepee, also nicht im Offiziersrang stehend, weil er noch nicht das Doktordiplom erworben hatte. Er stand beim Garde-Regiment General Augé in Stuttgart und erhielt 18 Gulden Reichswährung monatlichen Sold.

Der andere Mieter, der mit dem Herrn Feldscher Schiller das Zimmer teilte, war der Leutnant Kapff, der im Gabelschen Infanterie-Regiment Dienst tat. Er war ein ehemaliger Studienkamerad Schillers auf der Karlsschule.

Heute saß der junge Regimentsarzt allein in der nicht gerade ordentlich aussehenden Stube, deren ganzes Möbelzeug aus einem Tisch, zwei Betten und etlichen Stühlen bestand, nüchtern, schmucklos und kahl, dafür betrug allerdings der monatliche Mietzins auch nur drei Gulden für jeden Herrn. — Der junge Schiller hatte sich wieder einmal seine Lieblingslektüre, den Shakespeare, hervorgeholt und las und las und paffte dabei aus der Tonpfeife ein billiges virginisches Kraut. Da klopfte es, und auf Schillers knurrendes Herein schob sich ein soldatenähnliches Wesen in die Stube und meldete sich mit einem Anflug von militärischer Strammheit zur Stelle.

„Ist er es, Kronenbitter?“ fragte Schiller, ohne aufzuschauen.

„Jawohl, Herr Feldscher, ich bin es, der Kronenbitter.“

Wie Schiller dazugekommen, sich diesen krümmsten und wohl auch nicht gerade klugen aus seinen Grenadiere als Diener und Aufwärter herauszusuchen, wird nie ergründet werden, aber gewiß ist, daß dieser Kronenbitter auf immer durch seinen Herrn Berühmtheit erlangt hat.

„Was will er, Kronenbitter?“ fragte nun Schiller.

„Aufräumen, Herr Feldscher! Damit wir uns, wenn wieder einmal vornehmer Besuch kommt, nicht schämen müssen!“ Und er schielte dabei in die Ecken der Stube. In der einen lag ein Häuflein Kartoffeln, in der anderen ruhten einige Scheite Holz und darauf leuchteten, nicht gerade sauber, Schillers Montur und Gamaschen. Die dritte Ecke des Raumes aber war eingenommen von einem ungeheuren Stapel von Büchern, immer die gleichen Hefte, auf deren Titelblatt in großen Lettern stand: „Die Räuber, Ein Schauspiel.“ Und darunter war ein kleines Rundbild, auf welchem ein stehender Schauspieler in theatralischer Pose einem lauschenden Zuhörer etwas delamiert.

Fast täglich brachte die Post neue Mengen dieser Schriften, die dann von dem Regimentsmedikus mit verächtlichem Lachen dem Bücherhaufen in der Ecke zugesellt wurden.